
Verändertes Körperbewusstsein in Japan?

Ein Panel-Bericht von der JAWS-Sektion bei der EAJS-Konferenz in Lahti, Finnland

Ingrid Getreuer-Kargl (Universität Wien)

Traditionellerweise ist eine Sektion der Konferenz der European Association for Japanese Studies dem Japan Anthropology Workshop (JAWS) vorbehalten. Eines der Panels, „Body Talk“, war dem „Körper“ gewidmet, einem für mich höchst interessantem Thema. Schon bei der vorigen JAWS-Tagung am Minpaku (National Museum of Ethnology) in Ôsaka gab es ein Körper-Panel, das hier seine Fortsetzung fand. „Der Schwerpunkt liegt auf den verschiedenen Arten, wie der menschliche Körper in allen denkbaren sozialen Kontexten des gegenwärtigen Japan ebenso wie in allen historischen Epochen wahrgenommen und repräsentiert wurde. Ziel des Panels ist, ein volleres Bild der Sprache, die der Körper in Japan spricht, sowie einiger weiterer Details zu erhalten, um zu sehen, was dieses Bild im Spiegel der Anthropologie reflektiert“, war die Vorgabe des Leiters des Panels, Josef Kyburz. Dieser Aufforderung kamen vier ReferentInnen aus Japan, Deutschland, England und Finnland nach. Auf zwei weitere aus Spanien (Xavier Minguez Lopez: „The Human Body in Original Video Animation“) und Russland (Alexander Kabanoff: „The Konkôshô: A Treatise Reminiscent of the Tachikawa School, with Embryological Issues“) wartete man leider vergeblich.

Zusammenfassung der Referate

Der einleitende Gastvortrag der JAWS-Sektion von Nomura Masaichi (Department of Research Development, National Museum of Ethnology, Osaka), „Driving my Body - Changing Images of the Japanese Body“, war gleichzeitig Auftakt zum Panel. Nomura befasste sich in seinem Referat vor dem Hintergrund eines veränderten Körperbewusstseins mit der - bereits im Abflauen begriffenen - Moderscheinung „*ganguro gyaaru*“ („Mädchen mit schwarzen Gesichtern“). Galt der Körper bisher als etwas Gegebenes oder Ererbtes, das den Familiennamen oder die Abstammung repräsentierte, so wird er zunehmend zu einem manipulierbaren Objekt. Junge Menschen haben sich von einem bloßen Körperbewusstsein wegbewegt hin bis zu einem

Punkt, wo sie den Körper als etwas vom Selbst Separierten betrachten, das der jeweiligen Mode entsprechend manipuliert werden kann und soll. Diese These illustrierte Nomura anhand der *ganguro gyaarusu*, von Mädchen, die ihre Gesichter in Sonnenstudios oder mit Makeup dunkel tönen, ihre Haare meist braun, aber auch gold, rot oder weiß färben und meist Schuhe mit Plateau-Absätzen tragen. Während gefärbte Haare und Schuhe mit Plateau-Absätzen Teil eines weltweiten Jugend-Modetrends sind, scheinen gebräunte Gesichter in dieser Form eher japanspezifisch zu sein (Fragezeichen). Hier spielt natürlich der Wunsch mit, das aus Okinawa stammende Idol Amuro Namiya mit ihrem kleinen, eher dunkelhäutigen Gesicht zu kopieren; möglicherweise drückt sich darin auch ein Protest gegen das Gebot der Hellhäutigkeit aus. Wichtigstes Motiv für die Stilisierung zum *ganguro gyaaru* scheint die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu sein, die dadurch sichtbar wird. Im Vordergrund steht nicht der Wunsch, durch diese Körperstilisierung die eigene Identität auszudrücken, sondern das Verlangen, sich dadurch als Mitglied einer Gruppe auszuweisen.

Im Gegensatz zur landläufigen Meinung, die eine gebräunte Gesichtsfarbe mit Vitalität und Aktivität verbindet, fühlen sich die Mädchen oft gelangweilt, leer und auch einsam. Zwei Zitate aus Interviews lassen diesen Schluss zu: „Wenn ich jetzt ausgehe, kommt mir alles langweilig vor, ich fühle mich wie eine alte Frau“ oder „Ich hätte zwar gerne einen Freund, aber wenn ich einen finde, trennen wir uns ohnedies sofort wieder, weshalb soll ich also suchen“. So scheint auch die Stilisierung weniger bewusster Ausdruck einer bestimmten Identität als das Produkt einer zufälligen Entwicklung zu sein: „Es begann alles damit, dass ich meine Haare färbte, dann habe ich das andere angepasst und bevor ich recht wusste, sah ich so aus wie jetzt“. Man könnte das Phänomen auch eine Art kostümierte Theateraufführung in der Öffentlichkeit nennen. Der Körper ist zu einer Art Innenarchitektur geworden, oder zu einem dauerhaften Konsumartikel. Das le-

Selbst wird so zunehmend entkörperert, und seine Verortung wird ungewiss. Für diese Veränderungen gibt es in der traditionellen japanischen Gesellschaft kein wirkliches Beispiel, so Nomura in seiner Schlussfolgerung.

In der anschließenden Diskussion meinte Josef Kyburz, dass das besprochene Phänomen mit der japanischen Gruppenorientierung in Zusammenhang gebracht werden sollte. Mode diene in Japan offensichtlich dazu, eine Gruppenzugehörigkeit auszudrücken, während in Europa eine Individualisierung angestrebt würde. Als er meinen Einwand, aus meiner Erfahrung sei zumindest in Österreich für heranwachsende Mädchen die Gruppenzugehörigkeit genauso wichtig wie in Japan, nicht gelten lassen wollte, protestierten mehrere anwesende Frauen aus England, Frankreich und anderswo. Die Gruppe sei sehr wohl ausschlaggebend für die Wahl einer bestimmten Moderichtung: „just wait until your children are old enough“, meinte eine von ihnen. Könnte es sein, dass eine intensive Beschäftigung mit dem Fach zulasten der Familie zu einer einseitigen Sicht der beforschten Kultur führt?

Der zweite Vortrag von Peter Ackermann (Universität Erlangen) befasste sich mit „The Role of the Body in Making Money - A Study of Japanese Manuals for Increasing Turnover in Shops“. Eine vergleichende Analyse von deutschen und japanischen Anleitungsbüchern für Verkaufspersonal zeigt die starke Körperorientiertheit in Japan. Während in den deutschen Texten das Schwergewicht auf dem Verbalen liegt, nimmt dieses in japanischen Texten nur sieben Prozent des Textes ein. 38 Prozent sind stimmlichen Aspekten wie Sprechgeschwindigkeit und mehr als die Hälfte, 55 Prozent, der Körpersprache gewidmet. Mit dem Körper soll die gewünschte Atmosphäre geschaffen werden. Dabei steht die Bewegung, die „Aktion“ im Mittelpunkt, denn: Japaner sind Augenmenschen und die Augen schauen dorthin, wo Aktion ist. Nur tote Augen bewegen sich nicht. In japanischen Texten finden sich Hinweise auf klassische chinesische Texte oder buddhistische Vorstellungen. Als konkretes Vorbild dient die Teezeremonie, wo durch das Einüben einer Grundform (*kata*) auch das Gemüt (*kokoro*) weiter entwickelt wird. Nahezu alle japanischen Bücher beginnen mit dem Gemüt. Der Körper schließt Emotionen ein, und so hat man den Emotionen seitens der Käufer auf körperlicher Ebene zu begegnen. Auf Unsicherheit (*fuan*) beispielsweise reagiert der Verkäufer, indem er körperlich Beruhigung und Zuverlässigkeit (*anshin*) kommuniziert. Das geschieht

eben durch gewisse Grundformen des Verhaltens, die deshalb wirksam sind, weil von elementaren, unveränderlichen Verhaltensformen der Menschen ausgegangen wird. Dieser eher geschlossene Ansatz steht im Gegensatz zu einem offeneren deutschen Ansatz. In Deutschland versteht man unter Kommunikation eine verbale Interaktion, die dem Käufer die Entscheidung erleichtern soll, also genaue Produktinformationen oder individuelle Beratung. In Japan hingegen wird der Kommunikationsprozess mit energiegeladenen Bewegungen gleichgesetzt. Anders als früher ist der moderne Käufer ein anonymes Einmal-Kunde, dem man nicht durch Freundlichkeit, sondern durch Aktivität verkauft. Der Körper ist die Brücke, die sich vom Verkaufspersonal zur Kundschaft spannt.

Den Faden der Formalisierung von Bewegungen spannt Rupert Cox (Oxford Brookes University) in seinem Referat „Envisioning the Body in Japan's Zen Arts“ weiter. Dem Körper, so schrieb er in seinem Abstract, wird in den Zen-Künsten eine paradoxe Behandlung zuteil. Der Widerspruch kreist um die Themen „Repräsentation“ und „Verkörperung“, also um die Frage, wie es für den Körper möglich sein kann, durch die Manifestation ästhetischer Formen eine Erfahrung zu realisieren, die idealerweise „leer“ und „formlos“ ist. In der japanischen Teezeremonie sind die Bewegungen stark formalisiert und ahmen das Vorbild des Lehrers nach. Allerdings, so die zentrale Aussage von Cox (wenn ich ihn richtig verstanden habe), hat ein Wandel stattgefunden: Nicht mehr der Lehrer und die von ihm vermittelte Körperhaltung, die gleichzeitig die Erfahrung des Schülers repräsentiert, stehen im Mittelpunkt, vielmehr hat sich das Gewicht zu illustrierten Anleitungen verlagert, die auch von den Lehrern als oberste Autorität akzeptiert werden. Im Vortrag wird die visuelle Repräsentation des ausübenden Körpers in den Zen-Künsten aufgegriffen. Dabei wird die These aufgestellt, dass die Abbildung des Körpers über unterschiedliche Medien wie *ukiyo-e*, Photos, Videos u.ä. den *locus* der Erfahrung repositionieren kann, und zwar weg von der verkörperten sinnlichen Erfahrung des ausübenden Körpers hin zum dislozierten, skeptischen Blick des Beobachters. An die Stelle der Einheit von Körper und Geist, in der durch die Körperhaltung die Erfahrung, idealerweise die Erleuchtung, ausgedrückt wurde, ist eine rationale Betrachtung des Körpers getreten, so dass für die Ausübenden die Abbildung oft „wirklicher“ erscheint als die tatsächliche Erfahrung des Teilnehmers.

Zen stand auch im Mittelpunkt des letzten Vortrags über „The Body and the Realisation of Wisdom in Japanese Culture: Traditional and Modern Views“ von Kati Kärkkäinen (Universität Helsinki). In Zen-Praktiken wie in den kriegerischen Künsten wird der Körper auf eine immer stärkere Integration von Körper und Geist und die Realisierung der „wahren menschlichen Natur“ hin trainiert. In den kriegerischen Künsten ist die höchste Stufe das „leere Bewusstsein“, wo sich der Körper unbewusst bewegt. Alles geschieht so, wie man möchte, ohne dass man sich eines denkenden und wünschend Ichs bewusst wäre. Dieses Ideal des „leeren Bewusstseins“ kann ebenso wenig wie die Erleuchtung im Zen in modernen (westlichen) wissenschaftlichen Kategorien beschrieben werden. Im Mainstream der westlichen Sozialtheorien dominiert ungeachtet verschiedener Kritik nach wie vor der kartesianische Dualismus von Körper und Geist, und der Körper wird ignoriert. Zwar gibt es eine wichtige Neubewertung der Bedeutung des Körpers, doch zumeist von einer gesellschaftlichen Perspektive aus, die den Körper selbst sprachlos lässt. Diese Dichotomie kann mit Yuasa Yasuo, der sich um eine Annäherung von traditionellem östlichen Denken mit moderner westlicher Wissenschaft bemüht, und seinem Konzept der *ki*-Energie überwunden werden. *Ki* ist eine Energie, die in festen Bahnen durch den Körper fließt und die Verbindung zur Außenwelt herstellt.

Gedanken zum Panel

Die vier Vorträge zeichnen ein uneinheitliches Bild von Körper und Körperbewusstsein in Japan. In allen wurde die traditionelle Einheit von Körper und Geist in Japan zumindest kurz angesprochen, der eine modern-gegenwärtige bzw. westliche Trennung zwischen den beiden gegenübergestellt wurde. Nomura und Cox stellten den innerjapanischen (historischen) Wandel in den Mittelpunkt, während Ackermann – auf der empirischen Ebene – und Kärkkäinen – auf der theoretisch-konzeptuellen Ebene – einen Gegensatz zwischen Japan und dem Westen konstatierten. Besonders Nomura betonte, dass die Sicht des Körpers als manipulierbares Gut bei den *ganguro gyaarusu* eine Abkehr von dem traditionellen Konzept des „*mi*“, das Körper und Geist vereint, darstellt. Der Geist sei man selbst, während der Körper etwas anderes darstelle. Er will das als ein vom kartesianischen Dualismus verschiedenes Verständnis aufgefasst sehen, im Gegensatz zu der Psychiaterin Kayama Rika (Pseudonym), die in einem Artikel über das Diät-Syndrom genau das be-

hauptete: In der theoretischen Diskussion werde die Dichotomie von Körper und Geist immer mehr zurückgedrängt, doch die jungen Mädchen in Japan hätten sie längst verwirklicht, indem sie den Körper als eine durch Diät kontrollierbare Kommodität ansähen. Charakteristisch sei Feststellung eines weiblichen „Talents (*tarento*)“ mit großer Diät-Erfahrung, die diese Körpersicht auf einen einfachen Nenner brachte: „Diät ist nicht nur einfach Abnehmen. Es ist, sich einen schönen Körper geben. Man könnte sagen, man bekommt dadurch die Kraft, selbst seinen eigenen Willen und Körper zu kontrollieren“¹. Auch Rupert Cox zufolge hat sich die ursprüngliche Einheit von Körper und Geist, die sich in den Zen-Künsten in streng formalisierten Körperhaltungen als Ausdruck eines geistigen Zustands manifestierte, aufgeweicht. Er sieht eine Ursache darin, dass illustrierten Lehrbüchern der Vorrang eingeräumt wird, wenn man Körperhaltungen auf ihre Korrektheit überprüft. Demgegenüber treten die verbalen Instruktionen des Lehrers, die von den Schülern in körperliche Erfahrung umgesetzt werden müssen, in den Hintergrund. Die Abbildungen in den Lehrbüchern beziehen sich oft auf einzelne Körperteile, beispielsweise auf eine Handhaltung, und oft nicht mehr auf den ganzen Körper. Das unterstreicht die Distanz zwischen (sehendem) Geist und (gesehenem) Körper. Diese Isolierung des Körpers führt er auf das 19. Jahrhundert zurück, als der „westliche Orkan“ durch Japan zog und, wie Timon Screech in seiner Analyse des Blicks belegte, eine rationale Betrachtung der einzelnen Körperteile mit sich brachte.

Im Gegensatz zu Nomura und, bedingt, Cox halten Ackermann und Kärkkäinen an einer Körper-Geist-Einheit fest. Ackermann kommt in seiner Analyse zu dem Schluss, dass in Japan der Körper als zentrales Kommunikationsmittel verstanden wird. Durch formalisierte Körperhaltungen soll im hochkompetitiven Wirtschaftsbereich Verkauf, nicht anders wie in eher kontemplativen Zen-Künsten, eine bestimmte Geisteshaltung ausgedrückt und vermittelt werden. Dieser Einheit von Körper (körperlicher Bewegung) und Geist (Einstellung gegenüber den Kunden) wird die einseitige Konzentration auf verbale Kommunikation in den deutschen Anleitungsbüchern gegenübergestellt. Allerdings könnte man Ackermanns Befund spekulativ auch anders

¹Kayama Rika: „Shōnen, shōjo-tachi no ‚karada‘ no yukue“ (Der Verbleib des ‚Körpers‘ von jungen Burschen und Mädchen), *Kazoku to sei*. Tōkyō: Iwanami 1997 (= Gendai Nihon bunkaron; 2), S.193-209, S.194

sen. Möglicherweise kommt dem Körper nur deshalb diese besondere Beachtung zu, weil er bislang als Verkaufsstrategie vernachlässigt wurde. Der Rückgriff der Autoren dieser Anleitungsbücher auf alte chinesische Texte und buddhistische Konzepte sowie auf die Teezeremonie als explizites Vorbild ließen sich dann aus der Notwendigkeit heraus verstehen, die Betonung der Körpersprache zu legitimieren.

Während es bei Ackermann primär um einen empirischen Befund geht, bewegt sich Kärkkäinen auf der konzeptuellen Ebene und läuft damit Gefahr, in das Fahrwasser der *nihon(jin)ron* zu geraten. Die simplifizierte Gegenübersetzung von westlicher Dichotomie und östlichem Holismus ist (hoffentlich) ein Relikt aus längst vergangenen Jahren, das einer differenzierteren Betrachtungsweise Platz gemacht hat. Gerade für die auf Gedankengut des Zen-Buddhismus zurückgreifenden Künste und Kampfsportarten wäre zu hinterfragen, welchem Zweck ihre Glorifizierung als Bewahrer des wahren japanischen Geistes dient und wie es historisch zu ihrer Stilisierung als pseudo-religiöse Aktivitäten gekommen ist. Mehr Beachtung hätte auch die provokante Stellungnahme Nomuras in der Diskussion von Kärkkäinens Referat verdient. Ausgehend von ihrer Frage, wie man *ki* empirisch untersuchen könne, entspann sich eine intensive Debatte, an der sich neben ihr selbst besonders Cox und Kyburz beteiligten. Schließlich bat man den Gastreferenten Nomura um seine Meinung, eine Bitte, der dieser mit einem trockenen Kommentar entsprach: Er halte das Konzept von *ki* für eine Mystifizierung, die der metaphysischen Überhöhung der Kampfsportarten diene. Solche Mystifizierungen aufzudecken, halte ich für eine der vorrangigen Aufgaben der Japanologie. Ich denke, ein wenig mehr Dekonstruktion oder genealogisches Verfahren im Sinne Foucaults könnte dabei weiterhelfen. Ärgerlich ist besonders, dass Kärkkäinen in der theoretischen Positionierung ihres Dissertationsprojekts mindestens zwanzig Jahre intensiver Publikations-tätigkeit in der „westlichen“ feministischen Forschung und Geschlechtertheorie ignoriert. Die Kritik an und Bemühungen zur Überwindung von Dichotomien kann als roter Faden bezeichnet werden, der sich bis heute durch die Debatten zieht. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei eben dem Körper als einem Kreuzungspunkt der Natur-Kultur-Diskurse zuteil. Das Leib-Konzept, das etwa Gesa Lindemann in Anschluss an Helmuth Plessner entwickelte, könnte für die Arbeit fruchtbarer herange-

zogen werden als der sogenannte Mainstream der theoretischen Sozialforschung.

Frage ich mich abschließend, was dieses Panel nun für mich „im Spiegel der Anthropologie reflektiert“, dann treten für mich zwei Aspekte hervor.

Inhaltlich wurde ein verändertes Körperbewusstsein im Alltag reflektiert, das, vermutlich in Abkehr von einer traditionellen Einheit von Körper und Geist, den Körper weniger als Sitz der Erfahrungen denn als manipulierbares Objekt versteht. Der Körper ist nicht mehr die (für andere) sichtbare Manifestation des Geistes, sondern ein Konsumartikel, der den Moden angepasst wird oder werden sollte. Am traditionellen Körperbewusstsein wird in den Zen-Künsten festgehalten, doch tatsächlich zeichnet sich auch hier eine schleichende Trennung zwischen einem kontrollierenden Geist und einem kontrollierten Körper ab. Neue Aktualität erhält dieses Körperbewusstsein dort, wo bestimmte erwünschte Verhaltensweisen durch die Einbettung in eine Tradition legitimiert werden sollen.

Theoretisch reflektierte der Spiegel der Anthropologie, der allerdings primär ein Spiegel der anthropologisch orientierten Japanologie zu sein scheint, für mich eine ernüchternde Bereitschaft seitens eines Teils der westlichen JapanologInnen, bei der geringsten Ermutigung in die ausgetretenen Pfade „Ost/Japan“ versus „West“ zurückzukehren. Erfreulicherweise wurde dem Rückfall in ein Klischee von japanischer Seite Paroli geboten.

Fazit: So wie sich die Geschlechterforschung noch immer mit dem Erbe des Denkens in Dichotomien auseinandersetzen muss, wird auch die japanologische Forschung noch einen langen Weg vor sich haben, um orientalistische Denkweisen zu überwinden.